



[Nachdruck verboten.]

Hinaus in die Welt.

26]

Roman von D. Elſter.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Der Frieden in dem kleinen einfachen Pfarrhauſe konnte nicht ohne Einfluß auf den Seelenzuſtand Milly's bleiben. Sie ward ruhiger, ja eine milb-ernſte Heiterkeit verklärte ihr Weſen. Nur zuweilen ergriff ſie die alte Unruhe, der alte Anfrieden und dann eilte ſie in den verſchnittenen Wald, wanderte ſtundenlang in der Einſamkeit und Todtenſtille des Winters umher, um bei einbrechender Nacht müde und matt, aber geiſtig erfrücht und erſtarkt heimzukehren.

Grete wollte die Schweſter nicht allein gehen laſſen; es könnte ihr doch ein Unfall zuſtoßen, meinte ſie, Werner Steinemann ſollte ſie begleiten. Doch Werner Steinemann wehrte ſeine kleine, eifrige Frau lächelnd ab. „Laß Milly nur gewähren, Schatz,“ ſagte er. „Sie muß allein mit ſich fertig werden, kein Menſch, nur der allgütige Gott und ihr eigenes Herz vermögen zu helfen. Und in der Einſamkeit der Natur iſt noch Niemand ſchlechter geworden, wenn er ſich und ſeinem Gott allein gegenüberſteht. Laß Milly gewähren, ich fürchte nicht mehr für ſie — und,“ ſetzte er mit leicht ſchelmischem Lächeln hinzu, „vielleicht findet ſie im Walde draußen ihren Schupengel.“

Grete ſah ihren Gatten erſtaunt fragend an. Dann lachte ſie plötzlich luſtig auf. „Ach, Du meiniſt einen Schupengel im grünen Jägerkleid und einer Büchſe über der Schulter . . .“

Der Pfarrer nickte lächelnd.

„Hat ſie ihn ſchon wiedergeſehen?“

„Ich weiß es nicht. Aber ſeit Milly hier iſt und jeden Sonntag mit Dir die Kirche beſucht, iſt der Herr Revierförſter Reinhold Heilborn ein eifriger Beſucher meiner Predigten geworden. Ich bin nicht ſo eingebildet, dieſe erfreuliche Thatſache meinen Predigten allein Schuld zu geben.“

„Ach, das wäre herrlich,“ meinte Grete und klatschte fröhlich in die Hände. „Aber,“ ſagte ſie dann nachdenklich, „ich glaube, Milly nimmt ihn nicht. Sie ſprach davon, als Muſiklehrerin nach Amerika zu gehen . . .“

„Der liebe Gott wird Alles zum Beſten wenden, Grete. Wir haben die Aufgabe, Milly's wundes Herz durch Liebe und Güte zu heilen und ihr Vertrauen auf Gott und ſich ſelbſt zu ſtärken.“

„Ja, Werner, das ſoll unſere Aufgabe ſein,“ entgegnete die kleine Frau Pfarrerin gerührt. „Und weil Du ſo gut und lieb zu Milly biſt, ſollſt Du auch belohnt werden.“ Und ſie umarmte den glücklichen Pfarrherrn von Oberbrück und küßte ihn herzlich. —

Milly ſtand am Waldeſaum an demſelben Platze, wo ſie vor länger als Jahresfriſt Reinhold Heilborn getroffen, als ſie zum erſten Male in die Heimat zurückgekehrt war. Sie dachte an jene Stunde, ſie dachte an die ſehnſuchtsvolle Hoffnung, die

damals ihr Herz bewegte, und an die ſchmerzliche Enttäuſchung. In jener Stunde war ihr Troß erwacht; in jener Stunde ward der Keim zu ihrem Ehrgeiz, zu ihrem Streben nach Glanz und Reichthum, nach hoher Stellung in der Welt gelegt, der bald üppig emporwucherte, bis des Schickſals Blitzſtrahl den ſtolzen Baum zerſchmetterte. Damals blühte die Welt im Sommerkleide; damals leuchtete die Welt im Sommerſonnengold — heute deckte des Winters Todtenkleid die Welt, heute verſüllten graue Nebelſchleier Sonne und Himmel.

Und wie die Welt, ſo lag ihr Leben im ſtarren Kleide des Winters da und die Sonne ihres Glückes, ihrer Hoffnung war erloſchen.

Draußen lag das Forſthaus, faſt ganz im Schnee begraben. Nur der Hofraum vor dem Hauſe, wo die beiden, im Sommer ſo prächtigen Schatten ſpendenden Linden ſtanden, war ſauber gefegt. Deutlich ſah Milly, wie ſich dort zwei junge Dachshunde ſpielend einherjagten und Tell, der große, braune Vorſteh- und Reinhold's, mit gutmüthigen Augen dem Spiel ſeiner kleinen Jagdgefährten zuſchaute. Tauben und Hühner pickten auf dem Hofe umher und ſtoßen eilig davon, wenn die Dachshunde in ihre Nähe kamen.

Jetzt öffnete ſich die Hausthür und eine ſchlankfräſtige Jägergeſtalt, die Büchſe über der Schulter, in hohen Stiefeln, Pelzmuff und Pelzmütze, trat aus dem Hauſe. Wellend ſtrebten die Hunde an ihm empor. Es war Reinhold!

Milly ſah, wie er die Hunde ſtreichelte, dann die beiden Teller in das Haus wies, Tell, ſeinen unzertrennlichen Gefährten pfiß und den Weg zum Walde einſchlug.

Hecken und Sträucher verbargen ihn eine Weile. Da tauchte er kaum einige hundert Schritt von Milly wieder auf. Er hatte denſelben Weg, wie ſie eingeklagen. Wollte ſie zum Dorf- und Pfarrhaus zurückkehren, dann mußte ſie ihn be- gegnen; das Blut ſchoß ihr in die Wangen, nein, ſie konnte ihn hier auf dieſem Platze nicht wiedergehen, und wie ein aufgeſcheuchtes Reh ſtoß ſie in den verſchnittenen Wald, immer höher den Berg hinauf, immer tiefer in den wilden Forſt hinein.

Zuweilen ſtand ſie mit fliegendem Athem ſtill, um ſich zu erholen, um zu lauſchen. Da war es ihr, als hörte ſie das Wellen Tells, als ſähe ſie die braune Geſtalt des Hundes durch das Dickicht ſchimmern, und eilig, athemlos haſtete ſie weiter, ohne auf den Weg zu achten.

Sie war dieſen Weg, den Kronberg hinauf, ſchon öfter gegangen. Sie wußte, daß dort, wo der Hochwald aufhörte und die Felſen und Geſtrüppregion des Bergrieſen begann, ein anderer Weg zum Thale führte; dieſen Weg wollte ſie erreichen, um auf ihm nach Oberbrück zurückzukehren. Aber als der Hochwald ſich jetzt lichtete und ſie abermals ſtillſtand, um ſich zu orientiren, da ſah ſie keinen zweiten Weg und die Gegend kam ihr ſo wildfremd vor, daß ſie leicht erbebt. Vor ihr ſtieg eine tiefverſchnittene Berghalde empor. Einzelne krüppelhafte Zwergtannen, deren Gipfel der Sturm geknickt, ragten in geipenſiſchen Formen aus dem tiefen Schnee hervor. Wie

vermummte Riesengestalten standen die schneebedeckten, zer-rissenen und zerklüfteten Felsen da; kein lebendes Wesen war zu erblicken; kein Ton zu hören; bleischwer und dunstig hing eine schwere Nebelwolke auf der Kruppe des Berges und senkte sich tiefer und tiefer, alle Gegenstände verschlingend, alle Farben vernichtend und die ganze Gegend in ein trostloses Grau tauchend.

Milly schauderte. Sie sah nach dem Walde zurück; wie groteske Gespenster streckten die uralten Tannen ihre Zweige nach ihr aus, als wollten sie die Einsame in ihre Arme ziehen und erbrüden und ersticken.

Auf dem Gipfel einer Tanne saß ein Rabe, dessen schwarze Gestalt in dem Nebelbunst und dem eigenthümlichen Schneelicht groß und unförmlich erschien. Blicke er nicht Milly mit gierigen Augen an? Jetzt schlug er mit den schwarzen Fittichen, erhob sich langsam in die dunstige Luft und ließ sein rauhes, mißtönendes Geschrei ertönen.

Und mit einem Male erhoben sich von allen Bäumen die schwarzen, unheimlichen Vögel, schlugen mit den Flügeln, krächzten und umkreisten als finstere Wolke die Felsen, in deren Spalten und Nische sie nach und nach verschwanden. Einige der Vögel ließen sich auch auf den Faden und Gipfeln der Felsen nieder, krächzten laut und schielten mit funkelnden Augen nach dem einsamen Mädchen da drunten am Fuße der Klippen.

Milly nahm all ihren Muth zusammen. Wenn sie am Walde entlang schritt, mußte sie ja auf jenen in das Thal führenden Weg treffen, der selbst im Winter ziemlich gangbar war, da er zur Holzabfuhr aus dem Walde benutzt wurde. Aber nach welcher Richtung sollte sie sich wenden? Lag der Weg zur rechten oder zur linken Hand? Doch ein Entschluß mußte gefaßt werden, und tapfer schritt Milly am Saume des Waldes weiter, indem sie sich nach rechts wandte, weil sie glaubte, nach dieser Richtung hin müsse das Thal von Oberbrück liegen. Ihre Kleider hinderten sie bei dem Marsch durch den tiefen Schnee, oftmals blieb sie auch an einem dornigen Gestrüpp hängen und zuweilen sank sie bis an die Kniee in eine Schneewehe. Ihre Kräfte ließen nach; ihre Wangen glühten, von der Stirn rann der Schweiß und ihr Athem flog. Dazu kam, daß eine graue Dämmerung tiefer und tiefer nieder-sank; in einer Stunde mußte die Nacht anbrechen — und noch immer war von dem Wege nichts zu erblicken. Weißgraue Nebelschwaden umwallten die einsame Wanderin, ballten sich zu dichten Wolken zusammen, um dann wieder durch einen Luftzug getrieben aus einander zu flattern. Von dem Felsen herüber erschallte das häßliche Gefrächz der Raben; tief im Walde drinnen bellte ein Fuchs — dann wieder Todten-stille.

So muthig und stark Milly war, nach und nach bemäch-tigte sich ihrer doch eine nervöse Angst, sie hastete vorwärts, ohne auf Weg und Steg zu achten, sie brach durch Gestrüpp und Büsche, sie durchkletterte Abgründe, die halb mit Schnee angefüllt waren, gerieth in Gefahr, in dem tiefen Schnee zu versinken, arbeitete sich wieder empor, mit blutigen Händen sich an dem Gestrüpp festklammernd und sank athemlos, kraftlos auf einem Grenzstein nieder. Ihre Schläfen pochten zum Zer-springen, ihre Kniee zitterten, sie konnte nicht weiter, sie mußte sich eine Zeitlang erholen und Umschau halten, wo sie sich eigent-lich befand.

Zu Tode matt lehnte sie das schmerzende Haupt an den Stamm des Baumes, der sich hinter dem Grenzsteine erhob, und schloß die Augen.

Es begann zu schneien. Langsam rieselten die weißen, großen Schneeflocken nieder und legten sich als warme Hülle um alle Gegenstände. Die Luft war still und

weich, fast warm, wie es Milly vorkam. Ein wohliges Gefühl der Müdigkeit überkam sie und fast wäre sie ent-schlummert.

Wie in einem Traum befangen saß sie da in dem todten-stillen, schweigenden Walde, während die Schneeflocken dichter und dichter auf sie niedersanken und sie wie ein weiches, warmes Federbett umhüllten. Sie fand nicht die Kraft mehr, die Augen zu öffnen, die Glieder zu bewegen oder sich zu erheben. Vor ihren Augen mochte und wallte es wie ein Nebelmeer; ein-zelne Lichtstrahlen blitzten auf, glühende Punkte, die sich zu leuchtenden Kreisen erweiterten und immer weiter und weiter sich ausbreiteten, um gleich Wellen in unerblicher Ferne zu zerfließen. Dann sprühten wiederum die glühenden Punkte vor ihren Augen auf und das Spiel der leuchtenden Wellen begann von Neuem. Milly war sich wohl bewußt, in welcher Gefahr sie sich befand, wenn sie hier in dem verschneiten, einsamen, immer dunkler werdenden Walde entschlief. Aber sie befaß nicht mehr die physische Kraft, sich emporzuraffen, und ihre träumende Seele hatte jede Energie und Entschlußfähigkeit ver-loren. Es war ihr ein wohliger Gedanke, hier in der Einsam-keit der Natur zu entschlummern, um nie mehr aufzuwachen. In die Ewigkeit, in den Frieden des Grabes hinüberzuschlummern — wach' eine süße, erquickende, wohlthuende Empfindung! Sie sehnte sich so nach Ruhe und Frieden — hier fand sie Beides, sie entschlummerte sanft, wie ein Kind von den Mutterarmen der Natur eingewiegt und wie im Traum klangen ihr die Worte eines Liebenden in die Seele:

Still — still! —
Wein' nicht so heiß!
Einmal erkaltet
Alles zu Eis.

Bald, bald
Legt man Dich kühl,
Oh' Du's gedacht
Bist Du am Ziel.

Weit, weit
Liegt dann der Schmerz,
Staub Dein Gebein,
Staub auch Dein Herz. — —

Todtenstille in dem verschneiten, dunklen Walde! — Da ertönt das kurze, tiefe Bellen eines Hundes. Dann wieder tiefes Schweigen. Eine Mannesstimme ruft: „Such', Tell — such'!“ und der Hund antwortet mit freudigem Bellen.

Jetzt rauscht und raschelt es in den Büschen. Die braune Gestalt eines großen Jagdhundes bricht durch das Unterholz, bleibt einen Augenblick stehen, erhebt den Kopf nach der ein-samen, regungslosen Frauengestalt hinüberwendend, dann eilt er auf diese zu, umspringt sie bellend, drängt sich an sie heran und leckt ihr Hände und Wangen.

Milly lächelt im Traum; ihre Hände umfassen den Hals des treuen Thieres; „Tell — bist Du es?“ flüstern ihre Lippen und der Hund schmiegt seinen Kopf in Millys Arme. Langsam erwacht sie aus ihrem traumartigen, starren Zustand und blickt verwundert auf den Hund. „Tell . . .“ sie will sich er-heben, aber ihre Glieder sind steif und kraftlos sinkt sie nun zurück.

Tell umkreist sie mit lautem Bellen. „Ich komme, ich komme, Tell —“ ruft es in naher Entfernung. Das Blut strömt Milly beim Klang dieser Stimme zu Herzen. Mit einem Male findet sie die Kraft, emporzuspringen — da tritt Reinhold Weiborn auch schon aus den Büschen und eilt auf sie zu.

(Schluß folgt.)

Ein Sonntagmorgen im Juden- viertel zu Amsterdam.

Es ist ein schöner, milder Wintermorgen. Das Wetter lockt hinaus. Wir wandern vor der Stadt den Staden der Handelskade entlang. Alle Dampf- und Segelschiffe haben heute am Sonntag feillichen Schmuck angelegt; die blanken Rumpfe, die hellen Masten und Rahen blinken im Sonnenlicht, in ihrer Höhe wehen die bunten Flaggen und Wimpel. Die beiden Eisbrecher mit dem gepanzerten breiten und hochaufragenden Bug haben z. B. keine Arbeit, auch der kleine Dampfer, der mit seiner mächtigen Spritze der städtischen Feuerwehr dient, liegt — wenngleich unter Dampf — unthätig da.

Die gleiche Stille herrscht am Berst der Handels-Rade. Auf den Riesendampfern, die hier des Lötchens oder Labens harren und den Verkehr mit Java vermitteln, regt sich kein Mensch. Die großen Thore, die zu den Waaren- und Lagerräumen führen, sind verschlossen; auf den Geleisen und zwischen den Waggons der Uferbahn hüpfen nur die Sperlinge.

Das H₂O ruht wie ein Spiegel. Einige große Schiffe liegen in der Ferne vor Anker. Die gegenüberliegenden Gestade mit ihren Masten und Windmühlen piegen sich an der blanken Kluth. Alles ist still, nur die Möwen segeln in leichtem Fluge über das Wasser.

In der Gegend der Docks der Reichsmarine ändert sich das Bild; hier beginnt das Leben. Kirchgänger in Festtags-Kleidern eilen vorüber. Soldaten der Marine in sauberen Uniformen schreiten dahin. Waisenfinder mit ihren halb roth halb schwarzen Kleidern, Bäuerinnen mit ihrem goldgleichen Kopfpuz, Dienstmädchen mit den kleidsamen, niedlichen Spigenhäubchen bereichern das festtägliche Straßenbild. So find wir über die Nieuwe Vaart und die Nieuwe Herren-Gracht an die Grenzen des Judenviertels gelangt, und sehen uns nun mit einem Male von einem unerhörten Trübel umgeben. Die sonntägliche Stille ist gewichen; ein Bild aus dem Orient mit all seinem Lärm dringt auf uns ein.

Die breiten Straßen sind verschwunden. Zu Seiten einer engen Gasse wachsen hohe düstere Häuser empor. Ihre schmucklosen, tahlen Flächen sind rauchgeschwärzt, ihre Fenster trübe; häufig find die zerbrochenen Scheiben mit Papier verklebt. Unter dem Erdgeschoß der meisten Wohnungen find dunkle, kellerartige Räume, theils als Waarenlager, zum Theil aber auch als Wohnstätten dienend. Oben am Dachstuhl der Häuser ragt über den spitz zulaufenden Giebel alle Mal ein weit vorspringender Balken mit Haken hervor, zum Aufziehen von Lasten bestimmt. Durch enge Durchlässe blickt man in schmutzstarrende Binnengänge und auf lichtlose Hinterhäuser, die vollgepfropft find von Menschen. Steile Stiegen, mehr Leitern als Treppen ähnlich, führen da hinauf und ein schmieriges Seil dient oft als Lehne. Die malerische Unordnung im Judenviertel von ehemals, wie wir es unter Anderem aus Achenbach's prächtigem Gemälde kennen, ist größtentheils dahin, das Malerische ist geschwunden und nur die Unordnung und der Schmutz sind geblieben.

Aber das Volkstreiben in diesen Gassen hat sich wenig verändert, das ist geblieben in seiner ganzen Urmüchigkeit, in seinem echt orientalischen Gepräge! Neben uns an der Straßenecke spielt ein Trupp Kinder. Ihre Kleider sind zerlumpt, die ehemals grellen Farben verhasst und gebleicht. Aus den zerrißnen, meist für ein höheres Alter berechneten Schuhen schauen die Strümpfe oder bloßen Füße heraus. Die Haare der Kinder find meist ungekämmt, die Gesichter schlecht gewaschen. Aber ihr Aussehen beschämt sie offenbar nicht; ihr lautes Lachen beweist, wie glücklich sie sind und wie sehr das Spiel sie erfreut. In der Gasse selbst haben vor allen Häusern — da heute trotz des Sonntags Wochenmarkt abgehalten wird — jüdische Händler ihre Waaren auf Tischen oder am Boden zum Kaufe ausgebreitet. Mit neuen Gegenständen besetzt sich dieser Handel hier nicht, fast alle sind schon gebraucht. Da sieht man getragene Manns- und Frauenkleider, gestopfte Strümpfe und Socken, gebrauchte Schuhe und Stiefel, alte, verrostete Eisenmaaren, geblähtes Glas, schadhafte Glas- und irdene Waaren, abgesetzte Möbel und Hausgeräthe, minderwerthige Schmuck- und Galanteriewaaren, beschädigte Delbrudbilder und Kupferstiche, verdorbene oder gelickte Tücher und Teppiche und Hunderte anderer minderwerthiger Sachen. Neben einem liegenden Buchhändler, der auf einer kleinen Handkarre alte

Werke aus allen Sprachen und über alle Gebiete der Kunst und des Wissens feilbietet, brät ein Anderer auf eisernem Hoff über lodern dem Feuer Kastanien; neben dem Stande eines Händlers mit Schmutz- und Nippachen werden von einer alten Frau in mächtigem eisernen Kessel über glühenden Holzkohlen in siedendem Del rundliche Kuchen gebacken. Ueber einem Tische voll seidener Tücher und Spitzen blähen und schaukeln sich im Winde dicke Bündel aufgeblasener Thierdärme. Selbst ein Stand ist in der Nähe, dessen einziger Verkaufsgegenstand in verschliffnen Handbellen besteht — Funde aus den Rehrichtabfällen — deren Borsten fast ganz abgenutzt sind.

Die untersten Träger dieses Abfallhandels haben wir früher schon am frühesten Morgen in den Straßen Amsterdams kennen gelernt. Es sind die Lumpensammler, die „Woddenraper“, die mit einem Sack über den Rücken durch die Stadt ziehen und die Müll- oder Rehrichtkasten vor den Hausthüren durchsuchen. Vor einzelnen Häusern im Judenviertel beginnt dann hernach das Sortiren der Funde. Das alte Eisen und die Glascherben, die Lumpen und die Knochen, die Brodabfälle zum Hunde- und Hühnerfutter, Alles wird emsig auf besondere Haufen aufgeschichtet und in den Lagerräumen in Säcken zum Verkauf aufgespeichert. Indes für viele der hier handelnden Personen scheinen alle diese Dinge gar nicht so belanglos zu sein. Zwischen Forderung und Angebot zeigen sich böse Gegensätze, es entspinnt sich ein hitziger Wortwechsel, man feilscht und handelt um die wenigen Cent. Mit den Mienen der Entrüstung oder dem Ausdruck stiller Verachtung weist hier ein Verkäufer ein zu niedriges Angebot zurück; mit wahrer Empörung vernimmt dort ein Käufer eine ihm schier ungläublich klingende Forderung. „Rappern gehört zum Handwerk“, denkt hier auch mancher Händler und erhebt seine Stimme und preist seine Waaren in all ihren, wie es scheint, noch verkannten Vorzügen an. „Junge, Junge, Junge! Schöne Saaten!“ versichert jetzt vor uns ein Mann mit einem Kram getragener Kleider den Umstehenden; und nicht weit davon singt eine offenbar musikalisch beanlagte Seele, die Broschen und Ohrgehänge mit schimmernden Steinen für 10 Cent das Stück verkauft, nach der Melodie: „Lia, ra, ra, dum ti bah!“ den schönen Vers: „Allemal en Döbbelchen!“ in ewiger, zur Verzweiflung treibender Wiederholung.

All dies Rufen und Schreien, Hasten und Lärmen reizt offenbar den Appetit, und für dessen Befriedigung ist in vielfältiger Weise gesorgt. Da stehen an allen Gassenecken Leute, die in riesigen eisernen Kesseln mächtige Ofen- oder Kuhlbehren neben großen röhlichen Stücken eines andern minderwerthigen Fleisches abkochen. Mit einer langen Gabel werden die Broden herausgehohlet und auf dem bloßen Tische in dünne und lange Scheiben zerlegt. Deren erhält der Käufer etnen für einen Cent. Er ergreift sie mit den Fingern, tunkt sie nach Belieben in ein gemeinsames Schüsselchen mit Salz oder Senf und verzehrt sie nebst einigen Zwiebeln und eingemachten Gurken mit Behagen. Nicht Jedem gefällt der Anblick; aber über den Geschmack ist bekanntlich nicht zu streiten. Die Brühe, in der das Fleisch abgekocht worden ist, findet als „Bouillon“ geeignete Verwendung. Wem's danach gelüftet, kann für zwei Cent ein Schälchen voll erstehen. Eben schlürfen neben mir zwei Männer ein Täschchen der heißen Brühe. Der eine sieht blaß und abgehärmt aus; es mag ihm schwer geworden sein, die zwei Cent für das Labjal zu erlangen; der andere hat ein gefährliches Gesicht, wir wollen hoffen, daß es täuscht. Während sich die Gäste stärken, ruft der emsige Verkäufer und Wirth ein über das andere Mal ein lautes: „Feine, leckere Saaten“ ermunternd in den vorübergehenden Menschenstrom hinein. Auch an Fischspeisen ist kein Mangel: Seringe, Bücklinge, Sardinen und Sardellen giebt's in Menge. Schänken sind fast gar keine vorhanden; das ist ein gutes Zeichen für die nüchterne Lebensweise, die man bei ähnlichen Märkten anderwärts meist vermisst. Besser als Fleisch und Fische sieht das Obst aus, das in Menge auf kleinen zweirädrigen Handwagen zum Verkaufe herumgefahren wird. Apfelsinen, Pappel und Birnen giebt's da in Fülle; auch Kokosnüsse werden — nachdem sie aufgeschlagen und der weiße Kern zerhackt — maßenhaft verkauft. Es bleibt nicht aus, daß bei all' diesen vielen Saaten die Gassen mit üblen Dünsten erfüllt sind; die in Del gesteckten Fische, die Bouillon, die Apfelsinen, das Petroleum, das daneben ein Mann verzapft, geben keine gute Zusammenstellung, und der muffige Geruch aus den Häusern und der faulige aus den Grachten vermehren die Gesamtwirkung, aber nicht nach der lieblichen Seite.

Sind schon die Gassen mit ihrem Schmutz und ihren Papier- und Kleiderresten häßlich, so bieten die Grachten in diesem Viertel ein noch schlimmeres Bild. In sie wird aller Abfall und Unrath hineingeworfen. Auf der Oberfläche des Wassers schimmert es fettig in mancherlei Farben. Apfelsinenschalen und Papier flutten langsam dahin; selbst todt's Gekriebel fehlt zuweilen nicht. Gurgelnde Luftblasen steigen quirlend vom Boden auf und plagen an der Oberfläche der trüben Fluth. Die Möwen sind hier das einzige Erfreuliche, sie eilen zierlichen Fluges einher, schweben bald hoch in der Luft, bald dicht über das Wasser hin und nehmen mit Gewandtheit alles Genießbare auf, was dort herumtreibt. Auf das bräunliche Wasser dieser Grachten schauen die Rückseiten hoher düsterer Häuser herab. Hier verstummt der Lärm, und wenn einmal ein Rahn vorübergleitet, so schlägt das Wasser in leisem, gluckendem Tone gegen die feuchten Mauern oder hallt mit hohlem Laute in den Nischen und Lücken der steinernen Treppen. Von entfernten Kirchen aber singt von Viertelstunde zu Viertelstunde das Glockenspiel seine eintönigen melancholischen Weisen.

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Das Alter der Erde. Nach neueren Forschungen sollen seit Beginn der Tertiarzeit 93 Millionen Jahre, seit dem Beginn der kambriischen Periode, aus der sich die ersten Spuren des Lebens auf der Erde erhalten haben, sogar 700 Millionen Jahre verfloßen sein. Der wirkliche Beginn des Lebens dürfte dagegen unendlich älter sein. Als Minimum gilt das hochhehrwürdige Alter von 1400 Millionen Jahren.

„Des Malers Rache.“ Unter dieser Epigraphe plaudert ein vielgelesenes französisches Journal indiskreter Weise folgendes amüsante Geschichtchen aus: Ein hervorragender Pariser Maler erhielt kürzlich den Auftrag, das Portrait der Gräfin F. . . zu malen. Die Dame war vor Jahren einmal eine gefeierte Schönheit, doch heute ist sie etwas sehr passé und man erkennt es auf den ersten Augenblick, daß sie den Fünfzig näher steht als den Dreißig, für die sie sich gewöhnlich auszugeben pflegt. Die Komtesse wünschte ihr Bild in diesjährigen Kunstsalon ausstellen zu lassen und machte dem Künstler daher entsehrlich viel Umstände. Bald war ihr der Leint zu sahl, bald das Haar zu dunkel, kurz und gut, sie hatte jeden Tag etwas Anderes an dem unter dem Pinsel des vortrefflichen Malers entstehenden Gemälde auszusetzen. Mit bewundernswerther Ruhe malte dieser weiter und that der unzufriedenen Kundin so viel wie möglich den Gefallen, hier und da nach ihrer speziellen Angabe zu ändern. Trotz alledem erklärte die Gräfin, nachdem das Bild fertiggestellt war, daß sie nicht die geringste Ähnlichkeit mit sich herausfinden könnte. Nun endlich riß dem Maler die Geduld, und der vornehmen Dame bedeutend, daß sie durchaus nicht nöthig hätte, das Portrait zu behalten, wenn es ihr nicht ähnlich genug sei, komplementirte er sie mit ironischer Höflichkeit zur Thüre seines Ateliers hinaus. Das Bild blieb als sein unverkauftes Eigenthum zurück und nun dachte der Künstler darüber nach, wie er sich an der alternden Schönheit empfindlich rächen könne. Dies sollte ihm nur zu gut gelingen. Mit wenigen Strichen verwandelte er das üppige, elegant frisirte Haar der Komtesse in wenige einame Strähnen, die überall die Kopfbaut durchschimmern ließen, und in die schmalen Hände plazirte er zwei lange Fiedchen falschen Haares. Den Salonisch an der Seite der Gräfin verzauberte er in einen luxuriös ausgestatteten Toiletentisch, auf dem eine ganze Batterie Flacons, Dosen und Schächtelchen zu erblicken war. Deutlich konnte man die diversen Etiquettes auf den allerlei Kosmetis enthaltenden Glas-, Porzellan- und Metallbehältern lesen. Da gab es „Rosenmilch“, „Schönheitswasser“, „Haarfarbe, blond“ und zahllose andere Verschönerungsmittel. Der grauliche Maler sorgte dafür, daß Madame la Komtesse von guten Freunden erfuhr, welch originelles Gemälde in seinem Atelier von Jedermann bewundert werden könne. Die Gräfin ahnte nichts Gutes und begab sich unverzüglich zu dem raffinierten Künstler. Dieser empfing sie äußerst kühl und als die Dame zu ihrer grenzenlosen Entrüstung sehen mußte, welche Alotria man mit ihrem nur zu ähnlichen Bildnisse getrieben hatte, beschuldigte sie den Maler der Infamie und drohte, ihn wegen Beleidigung zu verklagen. Achselzuckend entgegnete der Besitzer des beanstandeten Gemäldes, daß Madame selbst erklärt habe, das Portrait unter keiner Bedingung als das ihrige anerkennen zu wollen, und da er als Maler seine Zeit nicht mit unnützen Arbeiten verschwenden könne, habe er das Portrait in ein Wandtafelstück umgestaltet und gedente es unter dem Titel „Die Kofette von fünfzig Jahren. Sicher könne ihm Niemand verwehren, mit seinem Eigenthum zu thun, was ihm beliebt. Madame mußte nothgedrungen ihre Nachslosigkeit einsehen und, dem Künstler einen respektablen Gehd offerirend, bat sie demüthig, dem Wilde seine räuberische Gestalt wiederzugeben und es ihr gütigst zuzenden zu wollen.

Schmeichelhafte Urtheile. Vor Kurzem stand im Staate Iowa ein junger Mann unter der Anklage der Gewaltthat gegen ein junges Mädchen vor Gericht. Die „Gewaltthat“ bestand, wie die Aussagen der Zeugen, mit der Klageführerin an der Spitze, ergaben, einfach darin, daß Mr. John Harper das junge Mädchen, Miß Elizabeth Brown, wider ihren Willen geküßt hatte. Der junge Mann wurde — darin bestand die ganze Strafe — in die Gerichtskosten verurtheilt, und der weise Richter motivirte dieses Urtheil in folgender Ansprache an die Klägerin: „Miß Brown,“ sagte er, „Sie müssen wissen, daß es meine Pflicht ist, die Zeugen, wenn sie ihre Aussagen machen, zu studiren. So habe ich denn auch Sie aufmerksam beobachtet, und ich muß gestehen, Sie sind mir so hübsch, so reizend, so verführerisch erschienen, daß ich mich mit Gewalt an die Arme meines Lehnstuhls klammern mußte, um nicht der Versuchung zu unterliegen, hinzugehen und zu thun, wie der Angeklagte gethan hat. Bei so bewandten Umständen darf man annehmen, daß der Angeklagte von einem unwiderstehlichen Zuge sich hat hinreißen lassen. Deshalb wird er als Strafe nur die Unkosten des Verfahrens entrichten.“ Ein anderer Richter in den Vereinigten Staaten hielt kürzlich folgende Ansprache an die Geschworenen: „Meine Herren! In der Sache sind die Anwälte auf beiden Seiten unverschämt und unerschändlich, die Zeugen auf beiden Seiten sind unanständig und unglauwürdig, die Kläger und Beklagte sind solche ausgemachte Schurken, daß es mir ganz gleichgültig ist, welchen Spruch Sie fällen.“

Vom Büchertisch.

— Die hochmoderne lila Farbe deckt auch die bunte Fächer-Vignette der ersten Juli-Nummer von „Große Modenwelt“, Verlag John Henry Schwering, Berlin, und von ihr gleitet das Auge auf das darunter befindliche Titelbild, einen herrlichen Frauentopf. Obwohl in Schwarzdruck hergestellt, hat man vermöge der künstlerischen Vertheilung von Licht und Schatten den Eindruck eines farbigen Bildes. An den Seestrand verlegt uns das neun große Modenfiguren umfassende, anmuthig belebte Mittelbild, während die Ganzfigur einer Dame in Bromenadentoiilette aus Tafel-gläs und Gräp-hiffon den Lutz zur Folie hat. Im belletristischen Theile nimmt das Bild von Schmid „Caritas“ das Auge gefangen und zu diesem hat Adalbert von Hanstein ein stimmungsvolles Gedicht geschrieben. Die vierseitige Handarbeitenbeilage, welche auch naturgroße Vorlagen bringt, der doppelseitige, musterzügliche Schnittbogen, das farbenprächtige Stahlstich-Modenkolorit sind weitere Hiedten dieses tonangebenden, vornehmen Modenblattes allergrößten Stils. „Große Modenwelt“, mit bunter Fächer-Vignette — nicht zu verwechseln mit Blättern ähnlichen Titels! — kostet nur 1 Mark vierteljährlich! Abonnements bei allen Buchhandlungen und Post-Anstalten. Gratis-Probennummern durch ersitere und den Verlag.

— Ernst v. Hesse-Wartegg, der weitbekannte Reiseschriftsteller, bereite jüngst unsere chineische Erwerbung und schildert im Juli-Heft von Delhagen & Klafings Monatsheften seine Eindrücke. Der von vielen Illustrationen begleitete Artikel: „Die Anfänge einer deutschen Handelsstadt in China“ dürfte Aufsehen erregen. In demselben Heft werden die von Professor M. Schmid-Naden mitgetheilten Erinnerungen an Alfred Reihels, des großen deutschen Historienmalers, letzte Jahre abgeschlossen; diese Erinnerungen, von der Witwe des unglücklichen Meisters niedergeschrieben, bilden einen hochinteressanten Beitrag zur deutschen Kunstgeschichte. Es schließen sich an: Eine Plauderei von C. von Vincenti „Auf der Vortrags-tour“, ein fesselnder Essay von Bruno Walden über die feinsinnige Wiener Novellistin Goswina von Berlepsch und ein reichillustrirter Artikel über die Pontinischen Sümpfe und den Plan des Majors von Donat zu deren Urbarmachung. Der große Roman „Die Drei“ von Bernhantine Schulze-Smidt, der sich in dem vorliegenden Hefte dem Abichluß nähert, zeigt aufs Neue die glänzende Darstellungskraft der Dichterin.

— Drei interessante Werke der erzählenden Literatur, die seit längerer Zeit vergriffen waren, liegen in neuer billiger Ausgabe (M. 3,— pro Band) vor: der durch Humor und seine Satire fesselnde Roman Johannes van Dewalls „Don Enrique de Ramiro“ der durch seine treffende Schilderung spanischen Gesellschaftslebens in gewissem Sinne aktuelle Bedeutung hat; der historische Roman „Durch alle Hüllen“ von Moriz Jofai, der in dieser, zur Zeit der Kreuzzüge spielenden Schöpfung all seine glänzenden Vorzüge, seine Realität und Phantastik so wunderbar verschmelzende Erfindungs- und Darstellungsgabe, die glutholhe Farbenpracht seiner Schilderung, seine zwingende Kraft in der Wiedergabe feinstlicher Erschütterungen packend offenbart; endlich der Roman „Grenat“ von Biije Polso, der für die Schicksale eines verfannten edlen Frauenherzens unsere Theilnahme erweckt, ein Werk, das namentlich weibliche Leser ansprechen und rühren wird. Tie drei im Verlage der Schleisichen Verlags-Anstalt von S. Schottlaender, Breslau, erschienenen, schön ausgestatteten Bücher seien insbesondere für die Reizeit als fesselnde Lektüre angelegentlichst empfohlen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walther Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Tietze, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.